

“Doing Biographie” - ein Kunstprodukt des Zeitgeistes oder eine authentisches Bildungsereignis?

Wolf-D. Bukow, Susanne Spindler

Die biographische Ordnung der Lebensgeschichte – Eine einführende Diskussion

Die zunehmende Verbreitung der sozialwissenschaftlichen Arbeit mit Biographien, Biographieforschung und biographischen Methoden kann als Auswirkung einer veränderten gesellschaftlichen Situation gesehen werden: Individualisierung und Prekarisierung von Lebenslagen rücken als neue gesellschaftliche Ordnungsprozesse in den Mittelpunkt des Sozialen. Das Individuum muss seinen gesellschaftlichen Ort ständig finden oder auch erfinden, biographische Sicherheit wird immer wieder in Frage gestellt. Angesichts dieser veränderten gesellschaftlichen Lage verwundert es nicht, dass die Sozialwissenschaften in Methodologie und Methodenausrichtung darauf adäquat reagieren wollen und Biographieforschung angemessen erscheint, da sie sich eben diesen gesellschaftlichen Veränderungsprozessen durch die Ausrichtung am Individuum annähern möchte.

Die Biographieforschung betrachtet Biographien meist auf den Ebenen erlebte Lebensgeschichte und erzählte Lebensgeschichte und setzt sich ebenso mit der Rolle der Forschung für die Herstellung von Biographie auseinander. Diese Ebenen werden einander zugeordnet, aneinander ausgerichtet und entsprechend gewichtet. Eine explizite oder implizite Ausrichtung an erlebter Lebensgeschichte oder auch an subjektinternen Abfolge-logiken wird jedoch zunehmend problematisch angesichts der Widersprüche und Veränderungen gesellschaftlicher Realität.

Diese repräsentieren sich schon in der Interviewsituation. Schaut man sich diese Situation, in der Biographie oder auch Biographizität erzeugt wird, näher an, so kann vermutet werden, dass sie einen besonders wirkungsvollen sozialen Prozess markiert und von daher Auswirkungen auf die Ergebnisse haben muss. Hier treffen individuelle, soziale, gesellschaftliche und wissenschaftliche Ambitionen zusammen bzw. – schärfer formuliert – prallen aufeinander. Forscher und Beforschte produzieren *gemeinsam* Biographie. Und dabei wird wichtig, dass die Regeln, denen sie in einer solchen Situation folgen, nicht neu erfunden oder gar von der Wissenschaft definiert werden, sondern dass es sich um soziale Regeln des Alltags handelt. Auch wenn die Forscherin versucht, sich thematisch zu konzentrieren, auch wenn sie in der Gesprächsführung den Gedankengängen des Gegenüber folgt um an *seiner* Biographie zu bleiben, so muss man sich dennoch vor Augen halten, dass diese Situation immer eine soziale mit all ihren Implikationen bleibt. Und das bedeutet, dass all das, was gesellschaftlich vorhanden und in beide Gesprächspartner eingeschrieben ist, auch hier eindringt: Fragen von Macht und Hierarchien, die Wirkung des Ortes, die Umstände des Zustande-Kommens des Interviews, sinnliche Eindrücke, Ängste, aktuelle Befindlichkeiten usw. prägen die Situation, die Produktion

der Biographie und damit auch die erzählte Lebensgeschichte. Und die Situation erzwingt zugleich, dass viele dieser Implikationen ausgeblendet werden müssen, um sich thematisch zu konzentrieren. Die Auswahl dessen, was ein- oder ausgeblendet wird, bedeutet auch, dass beide eine radikale Situationspolitik betreiben. Die Situation wird zum Spiegel und Teil gesellschaftlicher Ordnungsdiskurse und damit zum Inhalt der Biographieforschung selbst.

1. Biographieforschung angesichts gesellschaftlicher Herausforderungen

Gerade im Kontext von Migrations- und Minderheitenthemen hat sich Biographieforschung in den letzten Jahren zu einem zentralen Forschungspfad entwickelt. Der Grund dafür liegt auf der Hand: Sie erscheint in ihrer spezifischen Ausrichtung besonders sensibel gegenüber individualisierten Lebenslagen, wie sie insbesondere für gegenwärtige hohe Mobilität typisch sind und die dementsprechend eigentlich nur qualitativ und hier vorzugsweise biographisch rekonstruierbar erscheinen.¹

Möglicherweise war dies aber eine vorschnelle Einschätzung. Es zeigt sich nämlich an einigen Stellen, dass genau diese neue Situation zum Stolperstein für die Biographieforschung wird, den sie bisher sowohl im forschungspraktischen Umgang als auch in den Ergebnissen noch nicht aus dem Weg räumen konnte. Es sind gleich mehrere Probleme aufgetreten, die sich bei der Anwendung der biographischen Methode (im Rahmen der Migrations- und Minderheitenforschung, aber auch in anderen Forschungsfeldern) als besonders brisant und folgenreich erweisen:

a) *Biographieforschung unter veränderten gesellschaftlichen Bedingungen*: Gesellschaftliche Bedingungen sind weniger dicht und stabil als unterstellt, vielmehr kontingent und von Verwerfungen, Krisen und Umbrüchen gekennzeichnet. Weder die personale noch die soziale Seite der erlebten Lebensgeschichte weisen heute noch die erwartete Linierung auf. Der Alltag stellt keine in sich geschlossene Welt mit durchgängigen Platzierungen, Strukturen, Normen und Werten dar, sondern vielmehr arrangiert sich das Subjekt ständig neu in sozialen Situationen. Strukturelle Platzanweiser und Bedeutungsträger wie das Geschlecht spielen weiterhin eine Rolle, aber sind nicht mehr unentrinnbares Schicksal, sondern können in vielen Situationen geprüft, hinterfragt oder auch strategisch genutzt werden. Der Rückgang großer Rahmungen, in denen sich Anordnungen von Macht und Hierarchie manifestiert haben an, verweist auch auf veränderte Formen von Macht: Sie bemächtigt sich nun des Individuums in all den kleinen Situationen des Alltags, vervielfältigt, verschleiert und verwandelt sich dadurch auch.² Und entsprechend haben sich auch die Menschen selbst verändert – sie sind nicht mehr standort- oder entwicklungstreu. Kaum jemand bleibt an dem Ort, an dem er aufgewachsen ist. Biographie wird zur Fiktion eines Ich-Unternehmers. Für die Biographieforschung folgt daraus die Frage, ob die individuelle Biographie allenfalls noch kontextabhängig lebbar, beobachtbar und beschreibbar wird. Das Handeln

¹ Wolf-D. Bukow, Isabel Heimes: Der Weg zur qualitativen Migrationsforschung. In: T. Badawia, F. Hamburger, M. Hummrich (Hg.): Wider die Ethnisierung einer Generation. Beiträge zur qualitativen Migrationsforschung. Frankfurt, 2004, S. 13ff

² Vgl. Michel Foucault: Der Wille zum Wissen. Sexualität und Wahrheit 1. Frankfurt, 1977, S. 113.

erscheint dann allenfalls noch *in Relation* zu den gerade relevanten sozialen Formaten plausibel oder – bildlich formuliert: wenn es gelingt, einen sozialen Reim für die konkrete Handlungssituation zu finden. Und schwieriger wird es dann noch, wenn es nicht um nur um situiertes Handeln, sondern um Biographien geht, die immer wieder von neuen hochkomplexen Kontexten geprägt sind, wie sie durch Migration entstehen. Es erscheint heute schon obskur, wenn jemand an dem Ort und in der Schule als Lehrer wirkt, an dem auch schon sein Vater gelehrt hat. Solche stationären Familiengeschichten gibt es nicht mehr. Moderne Bedingungen lassen es eher unwahrscheinlich erscheinen, dass es innerhalb eines Lebens zu stärker ausgeprägten subjekt-internen, zirkulär-selbstreferenziellen Abfolgelogiken kommt. Aus diesen Überlegungen zieht *Jens Zinn* unten die entsprechenden Konsequenzen und bezieht sich dabei auf *Ulrich Beck* einerseits und *Wolfram Fischer* andererseits.

- b) *Die Suche nach der erlebten Lebensgeschichte und nach "großen" Zusammenhängen:* Biographieforschung rechnet zunächst einmal mit einer Lebensgeschichte im Sinne einer bestimmten Lebensführung, denn das möchte sie rekonstruieren. Sie rechnet sogar mit der sinnhaft-sozialen Rekonstruierbarkeit einer Lebensgeschichte. Dementsprechend orientiert sie sich streng qualitativ. Es geht ihr zwar nicht um die Erkundung und Deutung statistischer Zusammenhänge, sondern es geht ihr um die innere Struktur, die Sinnhaftigkeit sozialer Prozesse. Damit sucht auch sie nach "großen" Zusammenhängen.

Die qualitative Forschung zielt ja darauf, die Grundeinheit, in diesem Fall die erlebte Lebensgeschichte möglichst exakt zu rekonstruieren. Diese Ausrichtung der Biographieforschung ist kein Zufall. Sie steht damit in der Tradition des neuzeitlichen, hier nur lebensgeschichtlich gewendeten Historizismus. Die Frage ist, ob die Biographieforschung die Probleme, die den Historizismus längst eingeholt haben, nicht auch irgendwann einholen werden. Nach dem Ende der großen historischen Theorien wäre es jedenfalls kein Wunder, wenn nun auch hier die Suche nach den großen Zusammenhängen scheiterte. Tatsächlich ist zu überlegen, ob angesichts der heutigen Formen des Alltagslebens überhaupt noch solche abfolgelogischen Strukturen zurechenbar, geschweige denn als einer Lebensgeschichte eigen vorstellbar sind. Vermutlich war ja die Suche nach dem authentischen Kern des Biographischen schon immer überzogen und verdankte sich nur den Hoffnungen und Wünsche der Entstehungszeit der modernen Biographieforschung.³

Von hier ausgehend tauchen zwei Fragen auf: Kann die Forschung in dieser Konstellation überhaupt zu einer ertragreichen rekonstruktiven Arbeit in der Lage sein? Welche Eigenschaften weist das Material auf und kann es überhaupt geeignet sein, die inaugurierte Lebensgeschichte hinreichend eindeutig und adäquat zu repräsentieren? Und dabei geht es nicht nur um die Frage, ob Biographieforschung, erzählte Lebensgeschichte und biographisches Material und ihr Verhältnis zueinander angemessen sind, sich auf die Suche nach einer "erlebten Lebensgeschichte" zu machen. Es geht auch darum, dass der Ausgangspunkt "erlebte Lebensgeschichte" von seinem Ansatz her der Biographie eine Entwicklungslogik unterstellt. Eine in der

³ Zur Kritik der Vorstellung einer kohärenten Lebensgeschichte vgl. Pierre Bourdieu: Die biographische Illusion. In: *Bios*, Heft 3, 1990, S. 75ff.

Biographieforschung unterstellte Entwicklungslogik der Biographie würde aber oben festgestellten Auswirkungen gesellschaftlicher Entwicklungen widersprechen.

Die biographische Rekonstruktion verspricht weiterhin nur dann Erfolg, wenn man voraussetzt, dass das Individuum mit seinem kognitiven System die letztendlich kleinste Einheit der Wirklichkeitskonstruktion und damit seiner Biographie ist. Der Grund dafür ist einfach: Gerade wenn keine voreiligen Interpretationen gezogen werden sollen, muss sich Biographieforschung ganz auf eine dem Material inhärente Ablauflogik verlassen. Sie setzt bewusst auf die Hilfe des Biographen als Experten in eigener Sache, um eine dem Material zugrundeliegende "Logik" aufzuspüren – nur so kann der Interpret eben den Rückgriff auf die "eigene Logik" vermeiden. Aber die primäre wie die sekundäre Sozialisation, die Kontextbedingungen dieser Prozesse, die gesellschaftliche Platzierung und individuelle Lokalisierung, die Identitätsentwicklung und die berufliche Karriere stehen heute nicht einmal mehr im klassischen Bildungsbürgertum in einem dauerhaften, kohärenten und eindeutigen Zusammenhang und erst recht nicht mehr in einem Kontext, der eine Abfolge logik zulässt.

Ist damit nun jede "tatsächlich erlebte Lebensgeschichte" endgültig aufgegeben? Haben wir nur noch so etwas wie eine Lebensgeschichte "zweiter Ordnung", eine von Grund auf konstruierte Lebensführung? Es kann nicht überraschen, wenn wesentliche Aspekte einer operational-geschlossenen Biographie nicht mehr für den Kern eines Lebenslaufs, sondern für ein spezifisches post-factum gehalten werden, ja man sich dazu entschließt, gänzlich auf die Suche nach "authentischen biographischen Strukturen" zu verzichten⁴.

Es verwundert aber auch nicht, dass andere diese Suche trotz der markierten Probleme nicht aufgeben wollen. So entwickelt Gerhard Jost einen konstruktivistisch-biographischen Ansatz. Er erwartet sich davon einen Zugang zu internen Verlaufsstrukturen, also doch wieder zu so etwas wie einer internen Entwicklungslogik. Interessant ist, dass er dieses Bemühen an Berufsbiographien festzumachen versucht. Zu vermuten ist, dass berufliche Werdegänge tatsächlich noch entwicklungslogische Zusammenhänge aufweisen, einfach weil es sich um Konstellationen handelt, bei denen zumindest in beruflicher Hinsicht zwischen dem aktuellen Interesse und dem im Verlauf des Heranwachsens bzw. einem "sich in der Gesellschaft Platzieren" noch von einer Interessenkonvergenz gesprochen werden kann. Doch selbst in diesem Fall liegt es nahe, dass es sich bloß um eine hoch perspektivische Konvergenz handelt. Der Verdacht besteht, dass es zur fraglichen Zeit ansonsten auch nicht anders als heute war, nämlich auch "damals" schon die Lebensgeschichte allenfalls eine berufs-perspektivisch akzentuierte Logik eben im Sinn eines beruflichen Lebenslaufs aufwies. Nur wenn man diese Logik auf die gesamte Biographie bezieht und damit verabsolutiert, kann man wohl noch mit einer zirkulär-selbstreferentiellen Biographie argumentieren. Der Interpret braucht sie so nicht den kontinuierlichen Leistungen einer fortschreitenden *Selbstsozialisation* zuzurechnen, sondern kann sie als eine die Zeiten überdauernde und bis heute erwartete Deutungsleistung interpretieren. In einem solchen Fall geht in die Deutungsleistung sicherlich etwas von gelebter also sozialer Wirklichkeit ein und wird zugleich den aktuellen gesellschaftlichen Erwartungen nach einem ertragrei-

⁴ Armin Nassehi: Die Beobachtung biographischer Kommunikation und ihrer doppelten Kontingenzbewältigung. In J. Allmendinger (Hg.): Entstaatlichung und soziale Sicherheit. Opladen 2003. Anhang: Arbeitsgruppen und Sektionssitzungen

chen und zunehmend individualisierten Lebenslauf Rechnung getragen. So wird die Vergangenheit in den Dienst der Gegenwart gestellt, um den aktuellen gesellschaftlichen Normen nach Berechenbarkeit Rechnung zu tragen – und der Vergangenheit wird nur deshalb nichts “Beliebiges”, sondern etwas “Berechtigtes” angetan, weil sie zu ihrer Zeit vergleichbaren Erwartungen “ausgeliefert” war. Mit anderen Worten, wir wissen zwar nichts über die damalige Realität – außer vielleicht, dass da etwas gewesen sein muss, aber wir wissen etwas über die damalige gesellschaftliche Wirklichkeit, weil es sonst die gegenwärtigen Erwartungen auch nicht geben würde – ein Argument, das *Ursula Apitzsch* im Folgenden anführt.

- c) *Der Versuch, Plausibilitätslücken mit bekannten Sinnbeständen zu füllen*: Es kann deshalb auch kaum verwundern, wenn man sich einerseits von der Biographieforschung viel verspricht, andererseits aber in vielen biographischen Studien erhebliche Plausibilitätslücken auftreten, die nur deshalb nicht gleich auffallen, weil man sie mehr oder weniger souverän mit eigenen Überlegungen, Ideen und Thesen auffüllt – wie man das eben im Alltag so gewohnt ist. Die neue Dimension situativer Kontextualisierung wird damit überdeckt, statt dessen legt man fertige Deutungen an. Dieses von den Ethnomethodologen bereits sehr früh beschriebene Verfahren eines “fill in” mag man im Alltagsleben fraglos hinnehmen, weil man notgedrungen von einem mehr oder weniger gesicherten gemeinsamen Horizont ausgehen muss.⁵ In der Forschung erscheint dieses Verfahren fragwürdig und müsste zumindest sorgfältig reflektiert werden. Tendenziell bekommt diese Reflexion auch zunehmenden Raum in der wissenschaftlichen Debatte, dennoch zeigen sich immer wieder die Stellen, an denen man scheinbaren Selbstverständlichkeiten aufsitzt. So ist es schon verblüffend, wie tief in die Biographieforschung ungeprüfte zeitgenössische Annahmen eindringen, sei es aus Bequemlichkeit oder weil sie vielleicht gerade Mode sind: Kaum haben Kulturdifferenztheoreme Konjunktur, werden sie auch schon zu zentralen Interpretamenten innerhalb der einschlägigen Biographieforschung. Man bedient sich eines öffentlichen Diskurses, ohne dessen Zustandekommen und seine Implikationen in Rechnung zu stellen.⁶ So wird z. B. ganz selbstverständlich mit “türkischer Ethnizität” argumentiert oder man schreibt dem Islam als einer Alltagsreligion Lehraussagen zu, die sich in dieser Stringenz noch nicht einmal in institutionell hoch ausdifferenzierten und extrem patriarchalisch-hierarchisch geordneten Kirchen wie der katholischen finden lassen.⁷

Natürlich sind der Biographieforschung diese Problemlagen nicht neuen. Immer wieder wird überlegt, welche Möglichkeiten die Forschung hat, sich dem Gesprächspartner und durch den Gesprächspartner vermittelt der Lebensgeschichte biographisch möglichst sachadäquat und ohne “fill in” anzunähern. Besonders klar wird diese Fragestellung, wenn man sich den entsprechenden Überlegungen von Gabriele Rosenthal

⁵ Dieses “fill-in”-Verfahren wird oft auch als “etc-Annahme” bezeichnet. Vgl. Dazu Aaron-V. Cicourel: Sprache in der Sozialen Interaktion. München 1975, 30ff

⁶ Vgl. Wolf. D. Bukow: Vom interkulturellen Lernen zum lebenspraktischen Umgang mit Differenzen. Köln 2005, Im Erscheinen

⁷ Elisabeth Beck-Gernsheim führt ein Fülle solcher Fehldeutungen auf. Dies.: Wir und die Anderen. Frankfurt 2004, 16ff u.ö.

zuwendet.⁸ Ihr geht es darum, die biographische Methode so weiterzuentwickeln, dass ein unkontrolliertes “fill-in” nicht mehr passiert. Sie verwendet ein mehrstufiges Verfahren, das dem Forscher dazu dienen soll, sich an die Biographie des Gesprächspartners optimal anzuschmiegen und jedes ggf. erforderliche Interpretament sorgfältig zu bedenken und am Material zu verifizieren.

In den drei aufgeführten Problemstellungen zeigt sich die paradoxe Situation, in der sich die Biographieforschung wiederfindet: Während die Individualisierungstendenzen geradezu zur Verwendung der Methode Biographieforschung auffordern, hat sich die Biographieforschung noch gar nicht auf ihr Feld eingestellt, in dem sie schon seit langem agiert.

2. Das hermeneutische Bündnis als Schnittstelle biographisch zentrierter Interaktion

Die Interviewsituation, in der die erzählte Lebensgeschichte produziert wird, zeigt die oben angedeuteten Probleme noch einmal auf eine spezifische Art. Es lohnt, sich näher mit ihr zu beschäftigen: die implizite Annahme einer der erzählten Biographie inhärenten Entwicklungslogik liegt dem Gespräch zu Grunde, und zwar als Annahme sowohl des Forschers wie auch des Biographen; sie wird sogar zur Voraussetzung, die Forschung durchzuführen.

Schauen wir uns diese Situation also genauer an: Der Biograph wird von der Forschung als Experte in eigener Sache wahrgenommen und auch in die Pflicht genommen. Die Forschung verspricht nur dann Erfolg, wenn sie die Unterstützung des/der BiographIn gewinnt. Das funktioniert nur, wenn man sich auf ein gemeinsames Grundinteresse verständigt hat. Und dadurch wird an dieser Stelle im Grunde ein *hermeneutisches Bündnis* zwischen dem Biographieforscher und dem Biographen gegenüber der zu interpretierenden Lebensgeschichte eingegangen.

Dieses hermeneutische Bündnis ist zwar ein wichtiger Schritt, doch sehr viel voraussetzungsreicher als zunächst bedacht. Beide Seiten müssen sich nämlich nicht nur auf ein *gemeinsames Interesse* sondern auch auf eine *gemeinsame Überzeugung* verständigen: Der Biograph soll ja aus der erlebten Lebensgeschichte stellvertretende, vielleicht typisch zu nennende Aspekte berichten und in einen Kontext stellen. Gefragt ist auch die Präsentation eines chronologischen Verlaufs⁹, der an sich eine Abfolgelogik unterstellt. Biographische Ereignisse werden als Teil eines Lebenslaufs konstruiert und verstanden, so dass Entwicklungslogik und Abläufe aufgespürt werden können. In Zeiten schnellen gesellschaftlichen Wandels wird das Vorhaben trotz des hermeneutischen Bündnisses so zu einem Forschungsrisiko.

⁸ Gabriele Rosenthal: *Erlebte und erzählte Lebensgeschichte. Gestalt und Struktur biographischer Selbstbeschreibungen*. Frankfurt, New York 1995.

⁹ Der chronologische Aspekt liegt zum einen in der Erzählaufforderung, die in etwa lautet: “Erzähle mir bitte deine Lebensgeschichte in der Kindheit beginnend bis zum heutigen Tag”, zum anderen stellt man als InterviewerIn fest, dass man schon während des Interviews oft das Bedürfnis hat, das Gesagte chronologisch zu ordnen, um zu verstehen, worum es geht. Situationen, die der Interviewte erzählt, werden in die chronologischen Reihenfolge eingebettet

Warum kommt es dann überhaupt noch zu diesem hermeneutischen Bündnis, wenn doch die Voraussetzungen dafür nicht mehr gegeben sind? Das hat mit der markierten Ausgangsposition zu tun: Die Gesellschaft setzt auf Individualisierung und Einbindung durch individuelle Biographien. Und diese Erwartungen teilt die Forschung mit den Menschen auf der Straße. Zugleich aber ist die Individualisierung soweit vorangetrieben worden, dass auch biographische Abläufe wie Entwürfe von gestern erscheinen. Genauer formuliert: Zu einem *biographisch* zentrierten hermeneutischen Bündnis reicht es nur noch deshalb, weil wir noch nicht realisiert haben, dass nach dem Abschmelzen antezedenter sozialstruktureller Zuordnungen nun auch antezedente biographische Zuordnungen bedeutungslos geworden sind, die Individualisierung also längst zu ganz anderen Kontexten, Denkweisen und Interpretationen führen könnte. Ob also ein so wie bisher ausgerichtetes hermeneutisches Bündnis gegenüber der zu rekonstruierenden Lebensgeschichte auf dieser Basis wirklich noch angebracht ist, mag man bezweifeln.

Den damit angedeuteten Zusammenhängen ist z.B. Peter Alheit in seinen verschiedenen Analysen immer wieder nachgegangen. Schon in dem von ihm lancierten Begriff der Biographizität¹⁰ trägt er dem Abschmelzen antezedenter biographischer Zuordnungen und Sequenzen Rechnung. Im seinem Begriff der Biographizität verbirgt sich die These, dass eine Biographie stets einen *retrospektiven* Entwurf darstellt – ein Entwurf, der sich dem *Augenblick der Entstehung* des Entwurfs verdankt. Wenn man dieser schon bei Alfred Schütz abgedachten Überlegung folgt, dann stellt sich gar nicht die Frage, ob und ggf. wie überhaupt ein in sich konsistenter Lebensweg möglich ist, sondern nur die Frage, wie die im Moment des Entwurfes realisierten gesellschaftlichen Erwartungen bis hin zu biographisch adressierten Drehbüchern heute aussehen und was sie auf einen spezifischen Lebenslauf angewendet für einen Ertrag einspielen sollen. Die zwischen dem Forscher und seinem Gesprächspartner ausgehandelte Biographizität wird von vornherein als eine aktuelle gesellschaftliche Konstruktion verstanden, die allerdings nicht Gegenwart, sondern Vergangenheit entwirft, obwohl sie über den aktuellen Punkt, an dem der Biograph steht, spricht.

Sieht man von so spezifischen Fällen wie Berufsbiographien, wie sie Gerhard Jost (2005) skizziert hat, ab, so wird man sich mit Biographien als retrospektiven Entwürfen begnügen müssen. Bedeutet das dann, im Regelfall besser auf eine biographische Forschung zu verzichten? Damit wäre das Kind mit dem Bade ausgeschüttet.

3. Biographieforschung und ordnende Diskurse

Die Biographieforschung leistet, wie das ja von manchen Autoren längst vorgeführt wird, etwas anderes: Sie verschafft Einblicke in verschiedene Formen biographisch zentrierter Ordnungsverfahren. Sie erfasst Ordnungsdiskurse, genauer Diskurse zur Ordnung der Lebenssituation im Angesicht kontingenter und offener Wirklichkeit. Eine solche Sichtweise wäre tatsächlich, wie *Jens Zinn* im Anschluss betont, ein radikaler Perspektivenwechsel.

Zunächst einmal ist sofort ersichtlich, dass es sich bei der Biographieforschung um einen diskursiven Prozess handelt. Das ist nicht nur wegen des Forschungsdesigns klar,

¹⁰ Vgl. Peter Alheit: *Alltag und Biographie. Studien zur gesellschaftlichen Konstruktion biographischer Perspektiven*. Bremen 1990 und Alfred Schütz: *Das Problem der sozialen Wirklichkeit. Gesammelte Aufsätze Bd. 1*. Den Haag 1971.

sondern auch deshalb, weil der Alltag insgesamt diskursiv hervorgebracht und reproduziert wird. Diese konstruktivistische Perspektive hat sich in der Alltagsforschung bewährt und ermöglicht vor allem auch Strukturierungs- und Ordnungsprozesse zu rekonstruieren.

Allerdings stößt auch eine bewusst konstruktivistisch ausgerichtete Biographieforschung schnell an Grenzen. Das wird sichtbar, sobald man sich diesen Ordnungsdiskurs genauer betrachtet. Hier stellen sich gleich drei Fragen: zum ersten die Frage nach dem Ort dieser Diskurse, zum zweiten die Frage nach den diese Ordnung generierenden Diskursen und zum dritten die Frage nach dem hier waltenden Ordnungsprinzip, also der Frage danach, was in welchem Kontext diskursiv geordnet wird.

Die Frage nach dem Ort lenkt die Aufmerksamkeit schnell auf die Stelle, wo die Biographie zwischen dem Biographen und dem Biographieforscher ausgehandelt wird. Der Blick richtet sich damit erneut auf das bereits markierte hermeneutische Bündnis. Nicht der Forscher, nicht die fragliche Person sind entscheidend, es ist das hermeneutische Bündnis, auf das es ankommt. Hier wird Ordnung ausgehandelt und Integration organisiert, wie *Wolfram Fischer* in seiner zweiten These betont:

“Biographische Strukturierung leistet so gesehen in erster Linie Erwartbarkeit, stellt also Konsistenz sicher”

Das Bündnis legt einen diskursiven Aushandlungsprozess nahe und die Platzierung des Bündnisses impliziert eine lebenslaufbezogene Fokussierung der Bemühungen. Beides zusammen ist kein Zufall, sondern verdankt sich, wie das Ulrich Beck mit Recht betont hat, der zeitgenössischen individual-basierten gesellschaftlichen Integration. Die Biographie als Ausdruck individual-basierter Integration dokumentiert Sicherheit. Sie dient nicht nur der Optimierung der Autonomie sondern vor allem auch der Definition des gesellschaftlichen Standorts.¹¹ Insofern fügt sich das “doing biography” genauso wie die Forschung insgesamt in die aktuellen Bedingungen der Postmoderne ein, sie werden selbst zu einem charakteristischen Bestandteil dieses Prozesses. In der ordnenden Kraft des biographisch zentrierten hermeneutischen Bündnisses erweist sich die Sozialforschung als Teil des aktuellen gesellschaftlichen Transformationsprozesses, genauer als aktiver Teil, als ein allerdings sehr spezifisches Bildungsereignis, worauf *Hans Christoph Koller* unten genauer eingeht. Im hermeneutischen Bündnis verschafft man sich Einblicke in verschiedene Formen biographisch wirkender Ordnungsverfahren, indem man selbst an ihnen aktiv teilnimmt. Von dort aus wird deutlich, dass die Biographieforschung immer *nur innerhalb des Alltags über den Alltag* zu arbeiten in der Lage ist. Im hermeneutischen Bündnis wird “biographische Sicherheit in der modernisierten Moderne” geschaffen.

Wir haben selbst in einem umfangreichen Forschungsvorhaben die Situation von allochthonen Jugendlichen im Gefängnis biographisch bearbeitet und sind dabei immer wieder auf die in jeder Weise konstitutive Bedeutung dieses hermeneutischen Bündnisses als einem Prozess des *doing biography* gestoßen, ohne dies im Forschungsverfahren weiter vertiefen zu können.¹² In der Rückschau wird allerdings klar, dass und wie dieses hermeneutische Bündnis zu einem entscheidenden Punkt und tatsächlich zentralen Deu-

¹¹ Wolfgang Bonß u.a.: Biographische Sicherheit. In: U. Beck, C. Lau (Hg.): *Entgrenzung und Entscheidung*. Frankfurt 2004, S. 211 ff, 231.

¹² Vgl. Wolf-D. Bukow, Klaus Jünschke, Susanne Spindler, Ugur Tekin: *Ausgegrenzt, eingesperrt und abgeschoben. Migration und Jugendkriminalität*. Opladen 2003

tungsereignis geworden ist.¹³

Einerseits zeigte sich schnell: Nur wenn ein solches Bündnis gelingt, wird die biographische Forschung überhaupt möglich und nur wenn das Bündnis hält, entwickelt sich ein ertragreicher Diskurs, in dem Materialien erzeugt, als relevant markiert weiter verarbeitet werden können. Oft gelingt es auch, durch dieses Bündnis an vorangegangene diskursive Situationen anzuknüpfen und antezedente biographische Entwürfe zu reaktivieren, also an frühere Konstruktionen Anschluss zu gewinnen. Mit dem hermeneutischen Bündnis wird eine Situation möglich, in der sich viele Aspekte von der Vergangenheit vergegenwärtigen lassen. Das Bündnis ermöglicht Erinnerungsarbeit im Sinn der Reorganisation von Geschichte.

Andererseits wurde ebenso schnell klar: Die Forschung platziert sich hier in einem Zusammenhang, in dem sie automatisch zu einem Bestandteil eines auf Ordnung hin ausgerichteten Zusammenhanges wird. Anders als vielleicht in weniger brisanten Situationen wird bei biographischer Arbeit im Gefängnis die kontextuelle Einbindung für alle Beteiligten sofort augenfällig. Das fängt beim Genehmigungsprozess an, setzt sich über die Arbeitsbedingungen und die konkrete Arbeitssituation fort und endet dabei, dass den Interviewten im Gespräch der ihnen zugeordnete Lebenspfad aus Ethnisierung und Kriminalisierung vielleicht zum ersten Mal, vielleicht auch verstärkt, bewusst wird. Flankiert wird das durch die diskursive Einbettung des Forschungsprozesses in den Gefängnisalltag, da die Interviews alle in Haft geführt wurden.

In der Situation der Haft entsteht ein gemeinsames Interesse zwischen dem Forscher und dem Häftling. Beide wollen verstehen, wie es dazu gekommen ist, wozu es gekommen ist. Der Heranwachsende hat in der Haft viel Zeit, sich über den Weg in die augenblickliche Situation klar zu werden. Der Forscher kann sich auf Grund seines Forschungsinteresses ebenfalls Zeit für eben jene Frage nehmen. In einem hochselektiven Prozess sammelt der Biograph, der Häftling Fragmente aus seiner Lebensgeschichte und bietet sie dem Gesprächspartner vertrauensvoll an. Der Forscher nimmt diese auf und klopft sie auf weitere Zusammenhänge ab, z.B. auf familiäre, lokale, rechtliche, gesellschaftliche und politische Zusammenhänge. Was dabei entsteht, das ist die Rekonstruktion von einer biographischen Ordnung des Subjekts, in diesem Fall der biographischen Ordnung eines Jugendlichen mit Migrationshintergrund.

Die Forschung mit den Gefangenen muss sich auf diese Ordnung einlassen, auf die extreme Reduktion des Lebens der Interviewten, auf eine Perspektive, in der die Jugendlichen auf ein "außerhalb" reduziert werden, das mit ethnisierenden Prozessen begonnen hat, durch kriminalisierende verstärkt und zusätzlich von vergeschlechtlichten durchkreuzt wird. Die Reduktion bis hin zur reinen Körperlichkeit zeigt sich im Gefängnis in ihrer Zuspitzung; diese spezifische Form von Rassismus, der sie ausgesetzt sind, schließt sie aus Kontexten aus und spricht ihnen letztendlich sogar eine individualisierte Lebensführung ab. Dennoch zeigen sich bei den Jugendlichen immer wieder Versuche, sich

¹³ Vgl. Susanne Spindler, Ugur Tekin: Biographieforschung als Methode der Rekonstruktion und Deutung von Lebensgeschichten. In Bukow et al.: Ausgegrenzt, eingesperrt und abgeschoben. Migration und Jugendkriminalität. Opladen, 2003, S. 97ff.

dagegen zu wehren, sich als Subjekte zu entwerfen.¹⁴

Das augenfälligste an dieser Ordnung des Subjekts ist die Deutlichkeit, mit der sie sich nicht nur auf die Vergangenheit bezieht, sondern auf die Gegenwart und die Zukunft des Jugendlichen erstreckt. Denn die Ordnung bezieht schon das vorläufige Ende der Biographie des Jugendlichen ein: Die Abschiebung wird zum meist unentrinnbaren Abschluss der Geschichte. Die in einer solchen Situation ausgehandelte Biographizität führt also nicht auf die Spur einer internen Handlungslogik des Subjektes, sondern vielmehr präsentiert sie eine – in diesem Fall sogar überpointierte – “reine” gesellschaftliche Ordnung, deren Ziel nicht die Integration der Jugendlichen ist, sondern eine negative Integration bzw. die totale Exklusion.

In diesem Fall ist die Biographie sogar schon fertig geschrieben, bevor sie überhaupt zu Ende gelebt wurde und der Diskurs zielt nicht auf Integration im Sinn der Inklusion, sondern auf negative Integration im Sinn des Ausschlusses und der Existenzvernichtung.

Rekapituliert man die Ergebnisse jener Untersuchung, so wird zunächst einmal klar, wie extrem die Ordnung der Biographie ausfallen kann. Ist das auch sonst anzunehmen? Schon die Befunde dieser Untersuchung sprechen dafür. Denn diese extreme Ordnung wird ja an einem “Stoff” exekutiert, der an sich extrem unorganisiert, nicht nur kontingent, sondern geradezu chaotisch erscheint: Hier wird das Leben von Menschen geordnet, die teils als Flüchtlinge nach Deutschland kamen, in verschiedensten Heimen lebten und dann in einem sehr undurchsichtigen Dealer- und Strichermilieu unterkamen, immer wieder “unterwegs” waren, also faktisch niemals mit einem konventionellen Familienzyklus oder einer schulischen Karriere in Berührung kamen. Im vorliegenden hermeneutischen Bündnis tritt die ordnende Kraft einschlägiger Diskurse extrem stark akzentuiert auf ein extrem kontingentes Feld.¹⁵

4. Doing biography: Ordnungsversuche durch Kontextualisierung

Spätestens an dieser Stelle wird klar, dass die unter dem Vorzeichen eines hermeneutischen Bündnisses ausgehandelte Geschichte in ein Ordnungsverfahren einmündet. Das in diesen Prozess einfließende Material ist nicht das Spezifische dieses Prozesses, denn es wird ja nur retrospektiv geordnet erinnert und würde ohne den ordnenden Rahmen zu Erinnerungsfragmenten und uninterpretierbaren Bruchstücken zerrinnen. Das Spezifische ist, wie im diskursiven Verfahren heute und jetzt Ordnung in Erinnerungen gebracht und damit überhaupt erst kontingente Erfahrung zu virtuellem Wissen und schließlich zu einer

¹⁴ Vgl. Susanne Spindler und Ugur Tekin: Wie man zum Türken wird. Fremd- und Selbstethnisierung in der totalen Institution. In: Wolf-D. Bukow et al.: Ausgegrenzt, eingesperrt und abgeschoben. Opladen 2003, S. 215ff; Susanne Spindler: Geschlecht hinter Mauern. Zur Ordnung von Männlichkeiten durch Ethnisierung. In: beiträge zur feministischen theorie und praxis, Heft 63/64, 2003, S. 77ff.

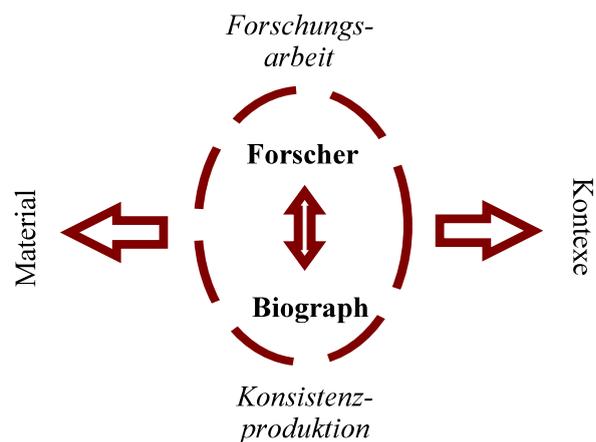
¹⁵ In anderen Fällen dürfte weniger Druck reichen, wenn der Lebensverlauf schon eine entsprechende Vorprägung aufweist. Deshalb ist anzunehmen, dass die Dinge sich sonst auch nicht gänzlich anders, aber doch weniger brisant darstellen. Besonders die im weiteren dokumentierten Untersuchungen von Helma Lutz und Susanne Schwalgin weisen in diese Richtung.

aktuellen Biographizität gerinnt. Die Forschung kann sich diesem ordnenden Zugriff nicht entziehen, sie wird zwangsläufig zu einem Teil des Ordnungsprozesses, was zu einem ärgerlichen Bestandteil der Forschung wird.

Das hermeneutische Bündnis zwischen dem Biographieforscher und dem Biographen ermöglicht, verbalisiert und vermittelt und gestaltet damit letztlich auch diesen ordnenden Diskurs. Es werden entwicklungslogische Deutungen vermittelt und es wird ein Spielraum für ein hochspezifisches Deutungsverfahren geschaffen. Man kann in diesem Verfahren einen Prozess des *doing biography* sehen. Allerdings sollte man dabei nicht nur an irgendeinen allgemeinen Ordnungsdiskurs, sondern an einen Aushandlungsprozess denken, in dem der flexible Mensch in einer hoch individualisierten Gesellschaft Zuflucht bei Ordnungs- und Zurechnungsmustern, hier durch eine biographische Konstruktion gesellschaftlicher Wirklichkeit sucht. Er sucht sie aber nicht nur, sondern wird auch von ihnen durchdrungen. Dieser Prozess hat deutliche Analogien zum *doing gender*, nur dass dort ein langfristiger Prozess gemeint ist, der im Alltag immer wieder virulent wird, während es hier um ein retrospektives Verfahren in einer bestimmten Situation geht, der nicht auf soziales Handeln *im* Alltag, sondern auf Wissen oder Bildung *über* den Alltag zielt.

Solche Verfahren werden natürlich nicht neu erfunden, sondern müssen in den Rahmen des Üblichen eingebettet werden, damit überhaupt eine tiefere Verständigung, eine echte Zusammenarbeit und eine produktive Aufarbeitung von persönlichen "Erlebnissen" denkbar ist. Das Interview folgt also wie selbstverständlich solchen retrospektiv angelegten Selbstvergewisserungsformaten, wie sie einem aus Erfahrung vertraut sind, wie "man" sie kennt. Entsprechende Formate sind im Alltag überall zu beobachten (und werden in der Alltagsforschung auch beschrieben). Das hier gefragte Forschungsformat unterscheidet sich zwar von entsprechenden alltäglichen Situationen, insoweit es wohlorganisiert, nämlich wissenschaftlich geleitet erscheint und als "narratives Interview" einem eigenen Format folgt, besteht aber im übrigen auch nur darin, vergangene Handlungssituationen aus gegebenem Anlass eigens zu thematisieren, d.h. unter einer neuen Perspektive zu beleuchten, also neu, in diesem Fall biographisch zentriert zu kontextualisieren. Das *doing biography* gerät – und auch darin besteht eine erhebliche Ähnlichkeit mit dem Begriff des *doing gender* – zu einem Kontextualisierungsverfahren.

Ist ein Anlass vorhanden, zeichnet sich ein gemeinsames Interesse ab, kann das hermeneutische Bündnis greifen. Damit wird ein Tor zur Deutungsarbeit geöffnet. Schon an dieser Stelle sollte man bedenken, dass mit der Entscheidung für das Verfahren auch eine Richtungsentscheidung gefallen ist. Es ist eben nicht unwichtig, dass der Arbeitgeber bei der Einstellung seines Lehrlings einen beruflichen Werdegang verlangt, derselbe Jugendliche aber bei einer Gerichtsverhandlung auf eine kriminelle Karriere hin befragt



wird und sich derselbe Jugendliche bei einer Fete seiner Körperlichkeit als junger Mann rühmt. Schließlich kann der selbe Jugendliche auch Mitglied in einer rechtsextremen Jugendgruppe werden und wird bei diesem Anlass sicherlich noch eine weitere Variante einer Biographie entwerfen. Was hier deutlich wird:

- a) Deutung meint Kontextualisierung. Kontingente lebensgeschichtliche Befunde werden unter einem bestimmten Kontext beleuchtet, und kontingente Kontexte werden von lebensgeschichtlichen Befunden aus relevant. Es gibt also keinen ein-eindeutigen Zusammenhang zwischen der Lebensgeschichte und einem Kontext, sondern nur ein hermeneutisches Aushandeln. Deshalb ist auch keine biographische Identität zu erwarten, sondern je nach dem hier und heute eine ad-hoc Biographizität.
- b) Schon die Konstellation in der das hermeneutische Bündnis geschlossen wird, impliziert eine erste Richtungsentscheidung. Die Biographieforschung konkurriert dabei mit anderen Gelegenheiten, mit Bewerbungsgesprächen, Vorstellungen, Patientengesprächen, an der Theke oder beim Klassen- bzw. Jahrgangstreffen, wo ebenfalls Biographizität hervorgebracht wird. Dementsprechend kann das, was schließlich als Bildungsprozess entsteht, durchaus ambivalent sein.

Was sich zwischen den Polen lebensgeschichtlichen Materials und dem näheren wie weiteren Kontext im hermeneutischen Bündnis abspielt ist nicht beliebig. Auf beiden Seiten gibt es massive Vorgaben. Der Arbeitgeber erwartet bestimmte Eckdaten, die der Lehrling aufzuweisen hat. Genauso geht die Ausländerbehörde vor, wenn sie über einen Asylantrag entscheidet. Die jeweils eingespielte Biographizität spiegelt automatisch diese massiven Vorgaben.

5. Zwischen lokalen und transnationalen Biographizitäten

Was in dem geradezu dialektischen Hin und Her, zwischen dem lebensgeschichtlichen Material einerseits und einem bestimmten Kontext andererseits erwartet, ausgehandelt und abgestimmt wird, bleibt von dem gesellschaftlichen setting abhängig, in dem sich der Deutungsprozess abspielt. Im Freundeskreis oder in der Familie sieht es anders aus als in der Firma oder bei der Behörde. Lebensgeschichtliche Bausteine und Kontexte bedingen sich wechselseitig und fördern jeweils eine eigene Biographizität zu Tage.

Um eine Biographie zu entwerfen sind genauere Kontextkenntnisse erforderlich.¹⁶ Dies gilt erst recht, um sie angemessen zu deuten und entsprechend zu verstehen. In jedem Fall kommt es darauf an, unter welchen Bedingungen die Biographie entsteht, ob im Rahmen eines beruflichen Systems, der Forschung oder eines Freundeskreises und es sind exakte Informationen darüber erforderlich, was in einem solchen Kontext gilt, was "man" dort erwartet und welche Vorstellungen man dort insbesondere über einen Lebenslauf oder eine Biographie hat. Soziologisch gesprochen geht es um die jeweils relevante Bezugsgruppe¹⁷ bzw. das Bezugssystem¹⁸ oder den Referenzrahmen. Es werden je nach dem

¹⁶ Vgl. die Arbeiten von Thomas Faist. Ders.: Grenzen überschreiten - zum Konzept Transnationaler Sozialer Räume. In: Migration und soziale Arbeit. 26 (2004) 2, 83ff.

¹⁷ Unter eine Bezugsgruppe fallen vor allem Wir-Gruppen wie die Familie, der Freundeskreis und heute genauso virtuelle Bezugsgruppen, nämlich transnationale Gruppierungen wie gesplittete Familien, die sich über mehrere Länder erstrecken, oder "eth-

Kontext unterschiedliche Sicherheiten erzeugt. Immer jedoch geht es letztlich darum, sich mit Hilfe der Biographizität im Hier und Jetzt zu verankern. Die Biographizität wird zum persönlichen Standort im globalisierten Alltags.

Spätestens mit der zunehmenden Globalisierung und der Transnationalisierung von Lebensverhältnissen muss man neben dem, woran "man" sich im Alltag hält, auch mit einem geschichteten weltgesellschaftlichen ökonomischen und sozio-kulturellen Referenzrahmen rechnen. Wenn man sich in der bürgerlichen Gesellschaft auf das bezogen hat, was "man" tut und wie "man" sein Leben organisiert, so verstand man das als nichts Spezifisches, weil es etwas war, was man bereits in der Bezugsgruppe oder/und im Bezugssystem als relevant ansah. Heute tritt ein weltweiter Bezugshorizont gewissermaßen neben die anderen Bezüge. Im Grunde funktioniert dieser neue Referenzrahmen als in mancherlei Hinsicht funktional äquivalent zu den alten Bezugsgruppen und Bezugssystemen.

So entsteht das Bild eines biographischen Jongleurs, der sich mal familial, mal formal und mal global gibt. *Allerdings geschieht dieses Jonglieren sehr absichtsvoll, es dient der Absicherung im Hier und Jetzt bzw. der immer neuen Akkommodation der eigenen Existenzweise.* Nicht der Standort ist entscheidendes Objekt des Jonglierens – wie man zunächst annehmen könnte – sondern mit den Beschreibungen und ihren Kontexten wird jongliert.

Der Sozialforscher sollte sich solcher Zusammenhänge bewusst sein, um das Jonglieren und Kontextualisieren als Ordnungsverfahren lesen zu können und zu wissen, in welchen Kontexten was auf diese Weise durchbuchstabiert wird. Man geht nicht fehl in der Annahme, wenn man behauptet, dass die Biographieforschung erst am Anfang einer neuen Forschungsherausforderung steht. Die Methoden sind diskutiert, jetzt geht es darum, sie angemessen anzuwenden und als Instrument gesellschaftlicher Selbstvergewisserung zu nutzen. Biographieforschung kann dazu dienen, das, was sich heute in der Weltgesellschaft abzeichnet, besser verstehen zu lernen, um zu begreifen, was sie hier und jetzt, was sie im konkreten Alltag ausmacht, zusammenhält oder auseinander bringt. Genau in diese Richtung weisen auch die folgenden Diskursbeiträge, die im Anschluss hieran dokumentiert werden sollen.

nisch" definierte Milieus, die Menschen gemeinsamer Orientierung weltweit vernetzen

¹⁸ Wer ganz konventionell über das Studium, das Referendariat und den Lehrerberuf schrittweise bis zur Pensionierung voran schreitet, wird sicherlich eine andere Folgelogik rekonstruieren können als ein Flüchtling im bundesdeutschen Rechtssystem. Auch der Wandel von Bezugssystemen kann entsprechende Effekte auslösen. An dieser Stelle zeigt sich erneut, wie wichtig es ist, zwischen Wir-Gruppen, formalen Systemen und übergreifenden zivilgesellschaftlichen bzw. globalen öffentlichen Diskursen zu unterscheiden. Die hat mit der Sozialen Grammatik urbanen Zusammenlebens zu tun. Wolf-D. Bukow, Claudia Nikodem, Erika Schulze, Erol Yildiz: Die multikulturelle Stadt. Von der Selbstverständlichkeit im städtischen Alltag. Opladen 2001.